

# Die Maifeste

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage zu den „Nachrichten“

Nr. 37.

Pokrowsk, 22. November 1925.

Erscheint  
jeden Sonntag

## Sprich deutsch.

Bei dem Tyrannen Nikolaus  
War's mit dem Deutschen gänzlich aus:  
Nun aber darf, sei wer es sei,  
Sein Muttersprache sprechen frei.

Von dieser Freiheit macht wohl jetzt  
Pokrowsk Gebrauch zu allerletzt  
Schämt man sich hier wohl seiner Sprach'?  
Man tadelt recht Fremd'sprach' gen nach.

Sieh, wenn dein Dialekt auch schlecht,  
Sprich's nur, du hast dazu das Recht.  
Willst du dich seiner schämen gar,  
So schäm' dich deiner selbst, du Narr.

Spricht du zur Hälfte russisch, dann  
Hört sich dein Deutsch gar seltsam an.  
Ich gebe eine Probe hier.  
Sag', ein solch „Deutsch“ — gefällt es dir?

„Die Neuschier hat's mit sich gebracht,  
Daß ich einmal an n Summertag  
Bei'n alte Feuerwächter gung. . .  
Er is ja doch mei alter Kum!“

„Er sitzt ganz ruhig bei'n Sam'war,  
Von dem's Kamforta längst futsch war.  
E Wanke mit Warenje auch  
Steht newer'n ufn Futtertrug.“

„Duch Woble un Teepränik hat  
D'r alte dicke Kimmerratt.  
In e Budofka ufbewahrt.  
Wer sch so treibt, kriegt'n Innerbart.“

„Nur immer esse tut der Mann;  
Un Ordnung — da denkt der nich d'ran!  
D'r Lom tut bei des Kumut stehn,  
s Zibella liegt m unner die Been.“

„Un in die Ugle sticht des Weil  
Da hat er sch g'rad' erscht alleweil  
Tief ningeacht un denkt nich d'ran,  
Daß er demit richt' Schade an.“

„Bis hin an Nachbersch Kristztrepp'  
Hat unser Mosta hingeschleppt  
n Feuerwächter sei Benschal,  
Un reißt d'ran' rom zum Schawernack.“

„Des müßt' mal dr Boscharne sehn!  
Da gings des alte Kumche schön:  
Sei Polagaittes fräg' es dann  
In's Budke odder im Tschulan.“

Such' zu verbessern deine Sprach',  
Ja, säub're sie so nach und nach,  
Und sei nicht gegen dich selbst fremd.  
Am nächsten sitzt das eig'ne Hemd!  
E. R.—d.

## Literatur zur Geschichte der wolgadeutschen Kolonien.

Von D. Schmidt.

II.

(Fortsetzung.)

### Die Kolonie Katharinenstadt.

„Um Nachrichten von den hiesigen Kolonien einzuholen, verblieb ich den ganzen Tag in Katharinenstadt. Die Anlage dieses Ortes ist auf 300 Familien projektiert, welche mehrentheils aus Professionisten bestehen sollten. Allein da gewisse Umstände den Anwach von Katharinenlehn gehindert haben, so ist nur ungefähr die Hälfte des Städtchens zu Stunde gekommen und der Marktplatz, welcher die Mitte hatte einnehmen sollen, liegt am Felde. . .

Die Wohnungen sind in regulären Straßen ziemlich wohl, aber sämtlich aus Holz gebaut. Man findet in keiner Kolonie mehrere und bessere Professionisten beisammen als hier, auch einige fangen

wegen der Nachbarschaft von Saratow an etwas Nahrung zu bekommen. Ein geschickter Tischler, gute Drechsler, einige Hutmacher, Schönfärker, Tuchmacher, Zeugweber, ein Stellmacher, Messerschmid, Schlosser, Thurmmacher verdienen hauptsächlich erwähnt zu werden. Noch weniger fehlt es an gemeinen Handwerkern, Schneidern, Schustern, Bäckern, Müllern, Fleischern, Wäbchern u. a. Auch ein paar Bergtaucher haben sich in der Steppe verirrt und müssen statt der Reithaue den Pflug gebrauchen, um ihre Nahrung zu fördern. Wäre in der Nähe mehr Gelegenheit diese Handwerker zu beschäftigen, so könnte Katharinenstadt ein nahrhafter Ort werden. Mit dem Ackerbau will es wegen der gar zu gewöhnlichen dürren Jahre und des daraus nun so oft erfolgten, allein Nut benehmenden Miswachses gar nicht fort.

In heurigen Sommer ist durch das ganze Katharinenlehn, die obersten neuerlegten Kolonien ausgenommen, an den meisten Orten nicht einmal das Saatlorn geerntet worden, und von Gartengewächsen auch sogar Kartoffeln, welche sonst eine gute Nahrung für die Kolonisten wären und auch viel gebaut werden, gar nichts angekommen. Es waren daher schon wieder Anstalten getroffen, daß den Kolonisten vom Saratowischen Komptoir Brotmehl ausgeheilt wurde. Das einige Getreide, welches auf dem dürren Boden noch einigermaßen gediebt, ist die ägyptische oder hülsenlose Gerste, welche von einigen Kolonisten, so wie auch der hülsenlose Haber zu kultivieren ist angefangen worden, und auf allen jenseits der Wolga so trocken gelegenen Kolonien verdiente allgemein gemacht zu werden. Nächst dem kommt der Weizen in mittelmäßigen Jahren am besten fort.

Außer der Dürre thun auch die wilden Gänse an Getreide großen Schaden. . . . . Sonst hatten die Einwohner am Tabaksbau die beste Nahrung, weil die salmatische Horde zur Sommerzeit um diese Gegend zu ziehen pflegte und fleißig davon kaufte. Aber jetzt fängt dieser

Waaer der Abgang an zu fehlen, dennoch baut man ihn mit dem Vortheil weil die Blätter, vom hiesigen Wuchs, nach dem Zeugnis der Renner, an Güte dem virgischen nichts nachgeben sollen und also verdienen durch unternehmende Fabrikanten weiter ins Reich versührt zu werden.

Alein auch dieser Kultur war in diesem Jahre (1773) die Dürre so hinderlich gewesen, daß man ohne öfters Nachpflanzen und Weizen gar nichts würde erzielt haben Zuweilen sind auch die Raupen und im August einfallende Hagelwetter dem Tabak schädlich gewesen. Feuer waren in Katharinenstadt doch 10 und in Paninskoi bis 20 Dessjatinen Landes mit Tabak bepflanzt. Man kultiviert hauptsächlich zwei Arten, den breitblättrigen und den mit lanzenförmigen kürzern Blättern.

Mit Anpflanzung der Maulbeerbäume hat man hier einen Versuch gemacht, allein die Hasen haben die jungen Pflanzen rein abgefressen. Ein hiesiger Einwohner hat aus dem häufig wild wachsendem Weid Farbe zu bereiten angefangen, aber keinen Abgang seiner Waaren gefunden, weil die Färber an den Indigo gewöhnt sind und das Ansehen der Weidfarbe nicht vorteilhaft ist. Frucht bäume und Weinstöcke hat man, erstere wegen der Dürre, und letztere wegen des strengen Winters nicht fortbringen können. Da auch die ersten Fröste in dieser Gegend gemeinlich in der Mitte des Septembers einfallen, so ist wohl an einen guten Weindau zu zweifeln, zumal auch das Land platt ist und keinen Schutz hat. . . . .

Mit der Viehzucht hat es einen besseren Fortgang, ohngeachtet einige Kolonien anfänglich mit der Seuche heimgesucht worden sind. . . . . Aus diesem Zweig der Landwirtschaft könnte in Katharinenlehn ein beträchtlicher Vortheil erwachsen, wenn die Bereitung des holländischen Käses mit so gutem Erfolg, als von einem Kolonisten in Katharinenstadt und von einem anderen in Paninskoje angefangen worden, fortgesetzt und allgemeiner gemacht würde; so wie auch auf einer Direktionskolonie

am Großen Karaman versuchte Bereitung des Schweizerkäses, die auf Veranstaltung des dortigen Kreishauptmannes Vogel gut gelungen sein soll, nicht ohne Hoffnung ist.

Ueberhaupt müssen alle Kolonisten an der linken Seite der Wolga auf Viehzucht und Tabakbau am meisten rechnen. Denn im Ackerbau werden die meisten Dorfschaften durch die hartnäckige Dürre des Sommers wohl immer zurückgesetzt werden. . . Uebrigens vermehrt sich das Volk auch hier sehr stark, obgleich im Anfang wegen der ungewohnten Luft und Hitze bei der Arbeit, auch an den beiden Karamans wegen des etwas braten Wassers, viele Leute weggestorben sein sollen.

Gehe ich die Kolonien verlasse, muß ich noch eines besonderen Effiges erwähnen, welchen der Mangel eines besseren Sauereis die hiesigen Kolonisten aus Mollen zu bereiten gelehrt hat. Sie nehmen gemeine Mollen von gekäuerter Milch und stellen sie in einem Fäßlein, mit Zusatzung einer kleinen Quantität Hefe oder Sauerteig, oder auch ohne diese hin wenn sie ausgestat (ausgegoren) hat, da dann ein recht starker und wohlschmeckender Esfig erhalten werden soll.

(Fortsetzung folgt.)

## Aufgaben der ethnographischen (volkskundlichen) Abteilung unseres Zentralmuseums. (Schluß.)

Diese Volkskunde soll die materielle und geistige Kultur der Wolgadeutschen aus ihren historischen und wirtschaftlichen Grundlagen erklären:

Neste reichsdeutscher Elemente, russische Einflüsse und selbständig Geschaffenes in der neuen wirtschaftlichen Umgebung und unter den neuen klimatischen und natürlichen Verhältnissen. Eine wolgadeutsche Volkskunde ist somit ohne Berücksichtigung der materiellen Kultur der Wolgadeutschen und ihrer Nachbarn unmöglich. Da soll

die ethnographische (volkskundliche) Abteilung des Zentralmuseums den Grundstein legen zu einer wissenschaftlich fundierten Volkskunde im Bereich der materiellen Kultur, sie soll vollwertige Bausteine zu dem Gebäude einer wolgadeutschen Volkskunde beitragen. So wird das Zentralmuseum zu einem Mittel der Selbsterkenntnis, auf deren Grund weiterhin der Kenner des Volkslebens auf dem Gebiete des Schulwesens der Volksaufklärung, der Wirtschaft sicher weiterbauen kann. So gewinnt, so hat die zu schaffende volkskundliche Abteilung des Zentralmuseums eine nicht geringe Bedeutung für die Wolgadeutsche Republik als Ganzes. Aber ist es denn bloß die Bevölkerung der Wolgadeutschen Republik allein, der es wertvoll erscheint, ein getreues Abbild ihres Lebens zu erhalten, um dasselbe in seiner Ganzheit besser zu erkennen und nun auf Grund dieser Erkenntnis weiter zu bauen an einem neuen schöneren und besseren Leben? Gewiß nicht! Ein Zentralmuseum der Wolgadeutschen Republik und eine volkskundliche Abteilung desselben im besonderen soll nicht nur den Wolgadeutschen und der ukrainischen und russischen Bevölkerung unserer Republik selbst dienen.

Sie soll nicht bloß ein Stück Heimatkunde sein, sie soll nicht bloß unsere Bevölkerung — klein und groß — aufklären, sondern sie soll und will sich bemüht in den Dienst der vergleichenden Volkskunde und der Ethnologie insgesamt stellen. Und nicht nur der Wissenschaft allein soll die volkskundliche Abteilung nach außen hin dienen. Wenn uns das Leben anderer Völker Neues, Anregendes, Unerwartetes und Ueberraschendes bieten kann, so ist es selbstverständlich anzunehmen, daß auch das Leben der Wolgadeutschen die Neugierde anderer Völker weckt und für sie in manchen Dingen anziehend, neu und belehrend sein kann. Gewiß wird ein Reisender, der in die deutschen Wolgaestädte kommt, sich Natur und Leute und Ortschaften ansehen, doch wenn er in kürzester Zeit erfahren will, wie die Wolgadeutschen wohnen, welchen Schmutz,

welches Hausgerät und Küchengerät sie haben, wie deren Stuben eingerichtet sind u. s. f., so wird er sich darüber am schnellsten Auskunft im Museum holen können, und die volkskundliche Abteilung desselben muß so gestaltet werden, daß er seinen Wunsch auch erfüllen kann. Das bedeutet aber auch, beiläufig gesagt, daß wir nicht immer gerade die aller-schlechtesten Gegenstände ausstellen: zerbrochene Kessel, zerplitterte Mangelhölzer, zergriffene Röde, lahme Dengelstöcke und dergleichen Gerümpel. Darum wird die volkskundliche Abteilung des Museums darauf bedacht sein, in ihrem Streben nach vollständiger Widerpiegelung unseres Lebens doch nicht zu vergessen, daß je schöner und solider und dauerhafter der ausgestellte Gegenstand sein wird, desto größer auch die Anziehungskraft der Abteilung sein wird, — für Wolgadeutsche und Nichtwolgadeutsche, für Inländer und Ausländer, für Gelehrte und Nichtgelehrte, für jung und alt.

Aus dem Vorhingefagten ergeben sich aber mit voller Klarheit und Deutlichkeit folgende Aufgaben der volkskundlichen Abteilung des Zentralmuseums:

Nach außen hin: 1) Eine Widerpiegelung der materiellen Kultur der Wolgadeutschen Republik, die den Ansprüchen der Wissenschaft entspricht und der vergleichenden Ethnologie neues gesichertes Material zuführt. 2) Uebersichtliche Darstellung des Bauernlebens in Haus und Hof, so daß der Fremde in kürzester Zeit eine klare Vorstellung von unserem Volksleben bekommt, und er somit als Laie eben das findet, was er vor allen Dingen in einem volkskundlichen (ethnographischen) Museum sucht!

Nach innen: 1) Durch ihre Sammlungen soll die volkskundliche Abteilung des Zentralmuseums wissenschaftlich wertvollen Stoff liefern zu einer wolgadeutschen Volkskunde: historische, nationale, soziale und geographische Differenzierungen. 2) Schaffung von Bildungswerken für die wolgadeutsche Schule. 3) Sie soll der Bevölkerung durch ihre Sammlungen ein

Mittel der Selbsterkenntnis und der Selbstvervollkommnung in die Hand geben und so samt den andern Abteilungen des Museums — zu einer Stätte der Massenerziehung und der Massenaufklärung werden.

Das sind alles Aufgaben, deren Lösung für die Wolgadeutsche Republik in ihrer Gesamtheit sowohl, als auch für jeden bewußten Bürger derselben von nicht geringem Werte ist, deren Verwirklichung aber sehr schwierig ist ohne die bereitwilligste Unterstützung breiterer Volkskreise. Möge aus der Zusammenarbeit aller Kreise unseres arbeitenden Volkes in unserem Zentralmuseum ein Kulturwerk entstehen, das eine neue höhere Stufe bedeutet im Gange unserer kulturellen Entwicklung, der nach der Oktoberrevolution auf allen Gebieten, trotz Hemmnissen vielfacher Art, und Kriegs- und Hungersnot z. B., so stark beschleunigt worden ist.

Prof. G. Dingel.

Nachschrift. Die volkskundliche Abteilung des Zentralmuseums gedenkt, in nächster Zeit eine Fahrt zwecks Einsammlung von Museumsgegenständen zu unternehmen und wendet sich hiermit an alle Bürger unserer Republik um freundliche Unterstützung und Hilfe. Die Räumlichkeiten des Zentralmuseums befinden sich in Pokrowsk, Lineinaja 16. Dahin kann sich jederman, der dem Museum etwas Wichtiges mitzuteilen hat, mündlich und schriftlich wenden. Museumsverwaltung ist in Geschäftsangelegenheiten jeden Montag, Freitag und Sonnabend von 12 bis 1 Uhr zu sprechen G. D.

## Der Hintelkorb.

Bon E. Rufeld.

(Schluß.)

Gegen Abend schon stand der Korb fix und fertig in der großen Stube. Hannes betrachtete sein Werk mit Wohlgefallen und sang quatschgottelig mit leiser Füstelstimme, wie ältliche fette Männer öfter zu singen pflegen, das fromme Lied: „Christi Blut und Gerechtigkeit“ nach

der rührenden Melodie: „Ach was schmeiße die Beut Speiler weg, ach, was belle die Hunde!“ oder: „Ach Seni, moji Seni“. Er war nämlich ein Tanzbruder und liebte deswegen Melodien, nach welchen man singend und spielend seine Glückseligkeit vor dem Angesichte Gottes austrampeln konnte. Auch alle Hausgenossen kamen nach und nach herein und bewunderten den mächtigen Korb.

In der anstoßenden Stube stand ein mächtiges Vorchangbett, das in seiner Bauart einem Wehstuhl glich. Hannes ging gebeugt, die eine Hand auf die Kreuzgegend gedrückt und vergnügt hüstelnd, zu diesem Bett, langte sich seine Pfeife und den aus einem gegerbten Ragen<sup>alg</sup> angefertigten Tabak, an welchen ein kupferner Pfeifenrömer an einem Riemen herabbaumelte, herunter, ging zum Spucknapf und stoßerte die Pfeife aus.

— Hannes! Du willst doch om Gotteswille nich rouche? — freischte Zule auf, lief zu und erfaßte seine Hände, um sie an weiterem sündhaften Tun zu verhindern.

Erschreckt wie ein Kamel, daß unverhofft von hinten mit einem Auto angepöckelt wird, machte Hannes einen Seitensprung und schleuderte Pfeife und Tabak von sich. Bei Hannes dauerte es immer eine schöne Weile, bis er erschrecken konnte, denn er war zu begriffstugig. Als er sich irgendwie von dem in ihn gefahrenen Schreck erholt hatte, sagte er, zerknackt wie eine Nuhischale: „Ich bin aus sündlichem Samen gezeugt und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen. Wie lang' werd eom dr Teuvel noch versuche? Das Rouche is immer noch n Stück von die Gewohnheit des sündigen Fleisches. Ich hab' mich ganz vergesse.“

— Ja, ja — sagte Zule und nickte dabei zweimal vielsagend mit dem Kopfe — du bist überhaupt abscheulich vergesse, wenn de was tußt, wu de drüwer uf die Schandbank sitze müßt. Gestern hast du dich auch widder vergesse un hast mir n ganze Wozelschnaps unner ich Koppbett weggeflippert. Da is dich's immer „so ap-

partig zu Mut“ un müßt „n paar Troppe als Melezin nemme“, bis tee Troppe mehr in die Flasch' is. Du hast dich gestern widder grad n echter Striefe angelegt gehatt mit dei „Tröppche“.

— No Zule, no so gack doch emal, es steht ja doch geschriewe: „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten.“ Du awer stülpst unbarmherzig in die Kinner ihre Gegenwart, n Scheffel über mei Licht, so groß wie n Putowla. Des is nich nach die Schrift.

Die Kinder achteten, zum Glück, nicht auf das Gespräch ihrer Eltern, denn sie waren zu sehr mit der Bewunderung des „Ranschereitorbes“ \*) beschäftigt.

— Jez trotzte awer die Eier! jagte zuversichtlich der Älteste, ein einundzwanzigjähriger „Lediger“.

— Da hew' ich alle Tag die Eier dreimal aus! rief freudig der siebenjährige Karlusch aus und strich darauf mit dem Rockärmel unter der Nase her, wobei er ein großes Stück Schwarzbrot in der Hand hielt und aß.

— Ja, die Eier koputmache! — schrie ihn die dreizehnjährige Marikatin an.

— Du fannst ja gar nich in n Korb schluppe, da drzu is ja das Türche viel zu kleen. Ich bin kleenner wie du, und da kann ich auch ninschluppe, wotche lakche! erwiederte Karlusch und spuckte Marikatin gerade ins Gesicht hinein, und zwar einen Speichel, der zur Hälfte aus zerlautem Schwarzbrot bestand.

Marikatin fuhr auf wie ein Tiger, auf dessen Schwanz unwehköpft ein Elefant tritt, fiel über den Pooligan her und zerkrachte ihm das Gesicht. Der Ueberfallene heulte laut auf und schrie dann: „Un ich schlupp' doch alle Tag' dreimal in mei Daate sei schöner Korb un hol die Eier raus!“

Hannes fuhr zwischen die zwei Rämpfenden und riß sie auseinander, denn sie waren schon in unmitttelbare Fühlung geraten und hatten sich bei Haaren und Ohren gefaßt.

— Schlagt euch nich om ungelegte

\*) Ranschereitorb.

Eier, Finnes, — sagte Hannes mahnend zu den zwei Raufbolden. „Dr Karlusch kann die Eier n Nachmittag aushewe und die Marikatin n Vormittag. Jezz wolle mr erscht emal n Korb tüchtig mit Lehm beschmiere, daß er recht warm halt. Ihr werd schon s Aushewe satt werre, wenn die Hinkel s Wege recht anfangen.“

Der Korb wurde mit einer dicken Schichte Lehm überzogen und gleich einer bis dahin der Menschheit unbekanntan Ofenart. Zule heizte tüchtig ein, und nach drei Tagen war der Lehm gehörig getrocknet. Solange der beschmierte Korb in der Stube stand, war ein loser Weltmensch aus dem Dorfe zu Hannes zu Besuch gekommen. Dieser gottlohe Mensch plauderte dann aus: „Dr Matschlehannes hat sich aus Weide un Lehm n Kubell zu n Lustschiff gemacht; n Summer will r zweitausend Vremiteene machen un sich n richtiges Lustschiff mauere.“

Große Freude brach in der Bude los, als der Korb von Stapel laufen sollte und der Vater erklärte, derselbe sei reif zu seinem Beruf und könne hinausgeschafft werden. Man stellte den Korb auf den Rand und rollte ihn unter großem Jubel zur Stubentür. Weiter reichte aber auch der Jubel nicht, denn es stellte sich ein Hindernis in den Weg, welches alle sehr herabstimmte. Der Korb stand nämlich vor der Stubentür wie dereinst das hölzerne Pferd vor den Toren Trojas. Der Korb war zu groß und die Tür zu klein.

— 's Türgestell raus! — schrie der „Ledige“, lief hinaus und erschien nach laun einer halben Minute mit einem Beil in der Hand.

Hannes stand mit verschränkten Armen und marterte sein winziges Hirn. „Wart,“ sagte er zu dem „Ledigen“, denn langsam hatte sich ein Gedanke in sein unbewohntes Dachhütchen geschlichen. Triumpzierenden Blickes sah er die andern an und jagte: „Mich is der Gedanke gekomme, daß das Ding nich dorchgeht, auch wenn mr s Türgestell rausnenn. Ich hab auch gar nich an s Mauschaffe gedacht, wie

ich den Korb angelegt hab. Ich hat mich emend so tief in Gottes Wort versenkt un hab alles Weltliche außer acht gelasse. Mr müsse das Ding zusammebrücke; dann kriege mrsch verleicht nau.“

Groß und klein fing an am Korb zu drücken und zu schieben. Herrgott von Krapschensfeld, war das eine saubere und dankbare Arbeit! Der Lehm löste sich ab und wurde unter den Füßen sämtlicher Familienglieder zu Staub zertrampelt. Hannes und sein „Lediger“ stemmten sich aus allen Kräften gegen den Korb und riefen mit tiefen Stimmen: „Hoop!“ Zule, die junge Männerwelt und die Mädchen riefen mit Diskantstimmen auch: „Hoop!“ aber viel öfter als die zwei erwachsenen Männer und nicht im Takt. Die Wände des Korbes stießen sich wohl etwas ein, drücken, der Boden jedoch war störrig und gab keinen Fingerbreit nach. Als schon fast der ganze Lehm in der Stube herumgeschleppt war und sich in der Luft eine Staubwolke zeigte, ergriff Hannes das Beil und zerlegte den „Mauschereihinkelkorb“ in Stücke.

— Sez holst kee Eier aus mei Daate sei schöner orb, sagte Karlusch, schadenstroh grinzend zu Marikatin.

Marikatin zeigte Karlusch die Zunge.

## Streiflichter aus Deutschland.

Von S—s.

1.

In einem der großen Parks Berlins, der Hauptstadt der Hindenburgrepublik. . . Es ist Vormittag. Man sieht fast keinen Menschen, da ein unaufhörlicher, feiner Regen niederrieselt.

Nur an einer Ecke steht ein vielleicht 50-jähriger Mann, ein Kriegsinvalide. Die Farbe seines Anzugs, der mit Löchern überjät ist, ist nicht mehr zu erkennen. Lose hängt ihm der rechte Ärmel seiner Jacke herab, denn ein französisches Geschöß hat ihm in der Schlacht an der Marne seinen rechten Arm, mit dem er

sich bis zum Kriege sein tägliches Brot verdient hatte, weggeriffen.

Zahrelang fristet er nun schon sein Leben mit den Pfennigen \*), die ihm die Vorübergehenden zuwerfen. Ob er sich wohl noch ein einziges Mal in seinem Leben würde richtig latschen können?

Da hält plötzlich ganz kurz vor ihm ein elegantes Privatautomobil. „Gewiß hat mich der Besitzer des Automobils hier im Regen stehen sehen und will mir nun eine kleine Unterstützung zukommen lassen,“ fuhr es dem Invaliden wie ein Blitz durch den Kopf und ein zufriedenes Lächeln erhellte sein Gesicht.

Doch. . . der Chauffeur des Autos stieg aus, spannte einen Regenschirm auf und öffnete die Tür des Automobils. Und heraus stieg . . . ein kleiner weißer Hund, über den der Chauffeur den Regenschirm hielt. Er begleitete das Hündchen bis zu dem nächsten Baum, immer darauf sehend, daß ihn ja kein Regentropfen treffe. Als der Hund, nach Abmachung eines gewissen Geschäftes, wieder in das Auto zurückbegleitet worden war, hörte der Invalide während sich das Auto schon in Bewegung setzte, noch eine weibliche Stimme:

„Ach, nun hat sich Schnucki doch die Pfötchen naß gemacht.“

Und ihm stieg der Haß und der Ekel in die Kehle. „Der Dank des Vaterlandes ist euch gewiß.“ Diese Worte, mit denen man ihn, wie so viele andere, in den Weltkrieg getrieben hatte, kamen ihm plötzlich in den Sinn. „Der Dank des Vaterlandes“ — das war wahrscheinlich, daß er jetzt im Regen stehen mußte, während Hunde spazieren gefahren wurden.

Und er ballte die Faust, die ihm noch geblieben war, und schwor Rache.

II.

Es ist im Westen der Stadt, wo die „Reichen“ wohnen. Breite, saubere Straßen, hohe, schöne Häuser.

Und in der breitesten Straße fängt abends um 9 Uhr ein sonderbares Leben an.

\*) Pfennig = 1/4 Kopete.

Es ist die Straße, in der die Nachtlokale, Bars und sonstigen Vergnügungslstätten der „vornehmen Welt“ liegen. Eine endlose Kette von Automobilen bringt diese Schmarotzer nach ihrer „schweren“ Tagesarbeit zur Erholung in diese Lokale.

Eine stotte Kapelle begrüßt die nach der neuesten Mode gekleideten Besucher und Besucherinnen mit irgendeinem verückten Negertanz. Und während man dann ein „anständiges“ Abendessen, das so viel kostet, wie ein Arbeiter in der Woche verdient, zu sich nimmt, läßt man sich durch irgendwelche Künstler oder Artisten unterhalten.

Plötzlich spielt die Kapelle „Deutschland, Deutschland über alles.“ Alles erhebt sich von den Plätzen und singt das Lied mit. Am Schluß stürzt man dann den teuren Wein oder Sekt auf „Deutschlands Wohlergehen“ hinunter.

Und eine Minute nachdem man „das Lied, das alle Schichten des deutschen Volkes vereinen soll“ gesungen hat. . .

„Wissen Sie, Herr Kommerzienrat, wir müssen demnächst gemeinsam eine Kampagne unternehmen, um die Löhne der Arbeiter etwas, ich denke so etwa 20 Proz., zu erniedrigen. Denn das, was ich jetzt aus meiner Fabrik rauschlage, reicht ja kaum zum Leben.“

„Einverstanden. Ich hatte überhaupt schon gedacht, das. . . .“ „Wie geht es Ihnen, meine Gnädigste? Sie sind ja gestern nicht auf dem Ball gewesen.“

„Erinnern Sie mich bloß nicht daran. Meine Schneiderin hatte das Kleid nicht richtig gemacht, diese dumme Person. Und das Kleid, was ich auf dem letzten Ball anhatte, konnte ich doch nicht; im zweiten Mal anziehen. . . .“

„Also, Herr Graf, kommen Sie bitte morgen zum Abendessen zu uns. Pünktlich 6 Uhr. Es wird sehr gemütlich werden, es sind nur 60 gute Bekannte eingeladen.“

Und während das elegante Automobil Herrn und Frau Mureich nach Hause bringt, denkt er daran, wie er seine Arbeiter besser ausbeuten kann, und sie, was für ein Kleid sie morgen anziehen soll.

## Der Michel und der Traktor.

An Michels Fenster früh am Morgen  
 (Der Michel schlief noch ohne Sorgen.)  
 Ein Fordson klopft:  
 Um Einlaß bittet er.  
 Es war dem Michel schwer  
 Sich an das Fenster zu bequemen  
 Und zu vernehmen,  
 Wer wieder seine Ruhe stört.  
 „Verdammt!“ schrie er, „s ist unerhört!  
 Man kann heut' nicht mehr ruhig schlafen,  
 Das ist wahrhaftig, Gott zu klagen!  
 Wer ist da drauß? Ha? Wer?  
 (Pack dich zum Teufel **Sackermär!**“  
 Für sich er spricht.)  
 Der Fordson läßt das Klopfen nicht,  
 Bis Michel endlich doch am Tor erscheint.  
 „Verzeih' Er mir, es war nicht böß gemeint:  
 Er hatt' sich scheinbar tief ins Bett verkrochen,  
 Ich war daher gezwungen stark zu pochen.  
 Gewähr, Er Herberg mir auf eine kurze Zeit.“  
 (Denn hinter Fordson, sei bemerkt, nicht weit  
 Kam langsam noch ein Wandersmann geschritten.)  
 „Oh laß Er sich erbitten!  
 Bin zwar nicht reich, doch pflieg' ich gut zu zahlen“  
 — „Das hörte ich zu wiederholten Malen. . .  
 Doch ist die Herberg klein, und zwei Gesell'n,  
 Die weilen momentan bei mir: Der Ochs und das Kamel,  
 Und diese zwei Gesellen — das muß ich sagen. —  
 Die werd' ich Seinet halben nicht verjagen.  
 Jetzt merk' Er sich: Ich bin kein Freund vom Wiederholen,  
 Drum mach Er rasch sich wieder auf die Sohlen.“  
 Der Michel sagte das und dreht sich um.  
 „Warum?“ . . .  
 Der Fordson bei sich denkt:  
 „Mehr Achtung als den Worten hätt' er gewiß  
 Dem Gelbe hier geschenkt.  
 Fürs Wort allein ist Michel nicht empfänglich, wie es scheint.  
 Das Wort kann aber wirken mit der Tat vereint.  
 Di' Sache mach ich aus:  
 Fort, Michel, kommt Er mal heraus!  
 Hier zahl' ich für die Herberg bar voraus“. . .  
 Der Michel hebt am Tor den Niegel. . .  
 Und läßt den Fordson ein.

### Nein!

Es pfliegt der Michel zwar sich zu „bestimmen“,  
 Doch ist er stets fürs Gute zu gewinnen.  
 Man darf ja nicht vergessen, daß ohne Tat  
 Das Wort auf ihn nur wenig Wirkung hat.